

## I.

### Was ist Sprachkritik?

#### Eine vorläufige Gegenstandsbestimmung

Die Sprache ist ein *organum*, ein Werkzeug, mit dem einer dem anderen etwas über die Dinge mitteilt. Der Sprachpsychologe und Sprachtheoretiker Karl Bühler war inspiriert von einem Gedanken des griechischen Philosophen Platon, als er 1934 in seinem Werk ‚Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache‘ diese Feststellung traf, um ein wesentliches Merkmal menschlicher Sprache auf den Punkt zu bringen.<sup>1</sup> Nicht von ungefähr greift Bühler hier auf Platons Dialog ‚Kratylos oder über die Richtigkeit der Namen‘ zurück, und nicht zufällig finden beide Autoren an dieser Stelle, zu Beginn einer Geschichte der Sprachkritik, Erwähnung. Platon nämlich setzte mit seinem Dialog den Anfangspunkt sprachkritischer Reflexionen innerhalb der europäischen Geistesgeschichte, während Bühlers Organon-Modell der Sprache als ein Ausgangspunkt für die Begründung der Möglichkeit von Sprachkritik genommen werden kann. Wenden wir uns letzterem, dem Thema dieses Einleitungskapitels, als erstem zu.

Aus den drei in Bühlers eingangs genannter Bestimmung enthaltenen Komponenten – „dem einen“ als Sender und „dem anderen“ als Empfänger einer sprachlichen Mitteilung sowie „den Dingen“ als den Gegenständen und Sachverhalten, über die eine Mitteilung gemacht wird – ergeben sich drei Grundfunktionen der Sprache: Das komplexe sprachliche Zeichen, als Wort oder als Satz genommen, das jene drei Komponenten im Kommunikationsakt miteinander verbindet, ist „*Symbol*“ kraft seiner Zuordnung zu Gegenständen und Sachverhalten, *Symptom* (Anzeichen, Indicium) kraft seiner Abhängigkeit vom Sender, dessen Innerlichkeit es ausdrückt, und *Signal* kraft seines Appells an den Hörer, dessen äußeres und inneres Verhalten es steuert wie andere Verkehrszeichen.“<sup>2</sup> *Darstellung* eines Gegenstandes oder Sachverhalts, *Ausdruck* einer inneren Befindlichkeit oder Absicht des Senders und *Appell* an den Hörer, etwas Bestimmtes zu denken oder zu tun – diese Funktionen sind nach Bühler bei jeder Form von Kommunikation, wenn auch in unterschiedlicher Gewichtung, stets zugegen.

Dieses Organon-Modell der Sprache, das man auch als ein Sprachfunktionenmodell bezeichnen kann, wurde 1960 von dem Prager Linguisten Roman Jakobson in einem Aufsatz ‚Linguistik und Poetik‘ modifiziert und erweitert. Bühlers Funktionen ‚Darstellung‘, ‚Ausdruck‘ und ‚Appell‘ benannte Jakobson in die *referentielle*, *emotive* und *konative* Funktion <14> der Sprache um, und er ergänzte drei weitere Funktionen: die poetische, phatische und metasprachliche Funktion.<sup>3</sup> Dabei versteht Jakobson unter der *poetischen Funktion* „die *Einstellung* auf die *Nachricht* als solche, die Zentrierung auf die *Nachricht* um ihrer selbst willen“. Gemeint ist die Form der *Nachricht*, ihr Wohlklang beispielsweise, ihre ästhetische Gestalt, wie sie nicht nur in der dichterischen Sprache, sondern auch in der Alltagskommunikation anwesend ist. Die *phatische Funktion* bezeichnet, vom Sprecher her betrachtet, die „*Einstellung* auf das *Kontaktmedium* [...] mit dem einzigen Ziel, die *Kommunikation* zu verlängern“. <sup>4</sup> Jakobson hebt hier den Aspekt der Sprache hervor, ein Mittel zu sein, mit dem ein sozialer Kontakt zwischen Menschen hergestellt werden kann. Hinzu kommt – und diese letzte Funktion ist für die Sprachkritik, genauer: für die Möglichkeit von Sprachkritik, äußerst wichtig – die *metasprachliche Funktion*, über die es bei Jakobson heißt:

<sup>1</sup> Bühler 1982, 24, schreibt wörtlich: „Ich denke, es war ein guter Griff PLATONS, wenn er im Kratylos angibt, die Sprache sei ein *organum*, um einer dem andern etwas mitzuteilen über die Dinge.“

<sup>2</sup> Ebd., 28.

<sup>3</sup> Vgl. Jakobson 1972, v. a. 106 ff.

<sup>4</sup> Ebd., 108 und 107.

„In der modernen Logik hat man die Unterscheidung zwischen zwei Sprachebenen gemacht, ‚Objektsprache‘, die von Objekten spricht, und ‚Metasprache‘, die von der Sprache redet. Aber Metasprache ist nicht nur ein notwendiges, von Logikern und Linguisten gebrauchtes wissenschaftliches Werkzeug; sie spielt auch eine wichtige Rolle in unserer Alltagssprache.“ Wir gebrauchen „alle Metasprache, ohne von dem metasprachlichen Charakter unseres Tuns zu wissen. Wenn immer der Sender und/oder Empfänger sich vergewissern müssen, ob sie denselben Kode benutzen, ist die Sprache auf diesen *Kode* gerichtet: sie erfüllt eine *metasprachliche* (d. h. verdeutlichende) Funktion. ‚Ich verstehe Sie nicht – was wollen Sie sagen?‘ fragt der Empfänger, [...] und der Sender fragt in Erwartung solcher, den Faden wiederaufnehmenden, Fragen: ‚Sie verstehen, was ich meine?‘“<sup>5</sup>

Mit Sprache über Sprache sprechen, sei es zum Zwecke der Klärung von etwas nicht Verstandenem, zur Erläuterung des Gemeinten oder zur Kommentierung des Gesagten unter dem Gesichtspunkt seiner Form, dieses reflexive Verhalten eines Sprechers der Sprache gegenüber ist eine der Grundfunktionen von menschlicher Sprache überhaupt. Und zugleich ist die metasprachliche Funktion die Bedingung der Möglichkeit von Sprachkritik – wohlgemerkt: nur ihrer Möglichkeit, denn selbstverständlich ist nicht jedes Sprechen über Sprache zugleich auch schon ein kritisches. Wenn ich sage: „Das Wort ‚Buch‘ besteht aus vier Buchstaben“, dann habe ich einen metasprachlichen Satz geäußert, der eine Feststellung, nicht aber eine Kritik enthält. Wenn ich (was ich ernsthaft gewiß nie tun würde) sage: „Das Wort für den Gegenstand ‚Buch‘ sollte eigentlich aus fünf Buchstaben bestehen“, dann ist das ein metasprachlicher Satz, in den zugleich auch eine sprachkritische Aussage eingebunden ist.

Eine sprachkritische Äußerung macht folglich von der metasprachlichen Funktion dadurch Gebrauch, daß etwas mit Sprache über Sprache ausgesagt wird, und sie gibt zusätzlich noch eine Bewertung desjenigen sprachlichen Gegenstands ab, über den die Aussage gemacht wird. Mit anderen Worten: Sprachkritik hat es mit dem Sollen von Sprache zu tun. <15> Sie macht Aussagen darüber, wie Sprache ‚aussehen‘ oder wie sie benutzt werden soll. Diese Tätigkeit ist eine andere als die der Sprachwissenschaft, deren Aussagen prinzipiell ja auch metasprachlich, jedoch lediglich auf das Sein von Sprache abzielen. Die Sprachkritik also wertet Bestehendes, die Sprachwissenschaft beschreibt das Bestehende.

Nun ist es keineswegs abwegig zu fordern, daß die kritische Bewertung eines Gegenstandes stets erst dann vorgenommen werden kann und darf, wenn die Beschreibung dieses Gegenstandes, also sein Erkennen und begriffliches Erfassen, erfolgt und abgeschlossen ist. Schließlich lassen sich für ein Werkzeug, einen Hammer beispielsweise, auch dann erst Bewertungskriterien finden und Veränderungsvorschläge hinsichtlich seiner Form machen, wenn dieser Hammer benutzt, seine Funktion erprobt worden ist und damit dessen Vorzüge oder Mängel erkannt worden sind.

Muß also, wieder auf die Sprache bezogen, der Sprachkritik die Sprachwissenschaft, muß der Bewertung die Beschreibung vorangehen? Diese Forderung ist von der modernen Linguistik, soweit sie sich denn überhaupt auf die Sprachkritik eingelassen hat oder – seit kurzem – wieder einläßt, immer wieder erhoben worden. Verweilen wir noch ein wenig bei jener Frage, denn sie wirft ein bezeichnendes Licht auf die Problematik zwischen Sprachwissenschaft und Sprachkritik und ist dazu geeignet, den Umriß dessen, was Sprachkritik sein kann und soll, besser zu erkennen.

Die angesprochene Problematik zwischen Sprachwissenschaft und Sprachkritik haben Hans-Martin Gauger und Wulf Oesterreicher in einem Essay über ‚Sprachgefühl und Sprachsinn‘ auf den Punkt gebracht und die damit verbundenen Fragen folgendermaßen beantwortet:

„Die Linguistik ist eine Wissenschaft, die beschreibt, was ist. Ihre Wissenschaftlichkeit hängt daran, daß sie nur dies tut. Wir stimmen Andre Martinet, einem Strukturalisten von großen Einfluß, [...] der Tendenz nach zu, wenn er [...] erklärt: ‚Die Linguistik ist die wissenschaftliche Untersuchung der menschlichen Sprache. Eine Untersuchung ist wissenschaftlich, wenn sie sich auf die Beobachtung der Tatsachen stützt und es verschmäht, unter Berufung auf bestimmte ästhetische oder moralische Kriterien eine Auswahl unter diesen Tatsachen vorzuschlagen. ‚Wissenschaftlich‘ steht demnach im Gegensatz zu ‚vorschreiben‘. Dies alles gilt übrigens nicht erst für die ‚synchronische‘ Linguistik, wie sie nach Saussure (1916) und Bloomfield (1933) entstand; es gilt auch für die dieser vorausgehende junggrammatische Schule; auch die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft war in dem Maß wissenschaftlich geworden, in dem sie die wertenden Elemente abgestreift hatte. Nur konnte sich damals – eben wegen der durchgehend historischen Ausrichtung – ein Konflikt mit der Spracherziehung nicht ergeben. Die Linguistik will wissen, was ist oder, insofern sie historisch ist, was war. Sie will nicht verändern (die Frage ist übrigens, ob sie es

---

<sup>5</sup> Ebd.,107.

könnte, wenn sie es wollte). Sie ‚läßt‘, mit Wittgenstein zu reden, ‚alles, wie es ist‘. Sie wertet auch nicht, im Unterschied zur Literaturwissenschaft, deren Wissenschaftsstatus, eben darum, <16> prekärer ist. Dies alles ist in Ordnung. Nur heißt es nicht, daß es neben der Linguistik nicht auch Sprachpflege geben darf.“<sup>6</sup>

Diesen Ausführungen ist zunächst noch einmal die Bestätigung zu entnehmen, daß die Sprachwissenschaft den Istzustand einer Sprache beschreibt. Offen bleibt hier allerdings zunächst, ob sie für diese Beschreibung nicht bereits aus dem unendlichen und disparaten Sprachmaterial für ihre Zwecke eine bestimmte Auswahl trifft und damit folglich indirekt auch Wertungen abgibt. Weiter nun heißt es bei Gauger und Oesterreicher:

„Es ist dem Anspruch der Linguistik entgegenzutreten, die einzig sinnvolle, einzig rationale Betrachtung der Sprache zu sein. Zunächst gibt es auch andere wissenschaftliche Disziplinen, die sich wissenschaftlich mit Sprache befassen. Insofern übrigens ist Martinets Bestimmung zu pauschal. Auch die Linguistik ‚partialisiert‘ ihren Gegenstand in bestimmter Weise, indem sie ihn zu ihrem Objekt macht [...]. Sodann fällt das Rationale nicht schlechthin mit dem Wissenschaftlichen zusammen: es gibt Rationalität auch außerhalb des Wissenschaftlichen. Dies gilt gerade für die Reflexion auf die Sprache, wie sie für die Sprachpflege kennzeichnend ist. Eine Reflexion somit, die sich in rationaler Weise wertend, also ablehnend und empfehlend, mit Sprache und Sprachgebrauch befaßt. Sie ist legitim und notwendig; nur ist sie nicht linguistisch ...“<sup>7</sup>

Gauger und Oesterreicher sprechen hier zunächst von Sprachpflege, noch nicht von Sprachkritik. Sie ordnen der Sprachpflege Rationalität zu, nicht aber unbedingt Wissenschaftlichkeit:

„Sprachwissenschaft und Sprachpflege sind zwei ganz verschiedene Bemühungen: in der einen geht es um das Erkennen; in der anderen um das Wollen. Natürlich vollzieht sich auch das Wollen der Sprachpflege auf der Grundlage eines vorausgehenden Erkennens. Aber auch dies Erkennen fällt nicht mit dem der Linguistik zusammen, denn es ist von einem anderen Interesse geleitet. Der Unterschied entspricht dem zwischen der Historie und der Politik. Sprachpflege und Sprachkritik sollten sich als von der Linguistik unabhängig begreifen; sie sollten aber die Linguistik zu Rate ziehen.“<sup>8</sup>

Der zunächst stillschweigenden Einführung des Begriffs ‚Sprachkritik‘ folgt anschließend dessen Erläuterung:

„Wir sprachen von Sprachpflege und Sprachkritik. Beide hängen natürlich zusammen. ‚Sprachpflege‘ könnte auch als Oberbegriff genommen werden, denn mit ‚Sprachkritik‘ meinen wir ja nicht die philosophische, zumeist erkenntnistheoretisch orientierte Kritik an der Sprache, wie wir sie bereits in Platons ‚Kratylos‘ finden. Freilich spielt auch dieser Aspekt herein in die breiter angelegte Sprachkritik, die wir im Auge haben. Es geht uns, wenn wir von Kritik und Pflege reden, einmal um die Sprache als historisch gewordenen Besitz, wie wir ihn heute antreffen, sodann um die konkrete, einzelne Verwendung dieses Besitzes. Sowohl die Sprache als Sprachbesitz als auch dessen Verwendung müssen Gegenstand von Kritik und Pflege sein.“<sup>9</sup>

„Diese Einschätzung wirft Fragen auf und fordert zu einem Kommentar heraus: Ist der Begriff der ‚Sprachpflege‘ geeignet, ein bewertendes Verhalten gegenüber der Sprache zu bezeichnen? Ist ‚Sprachkritik‘ ein Unterbegriff zu ‚Sprachpflege‘ und lediglich zu beziehen auf sprachphilosophische Aussagen? Betrifft Sprachkritik sowohl die Sprache als Ganzes (Sprachbesitz) als auch das jeweils konkrete Sprechen (Verwendung des Sprachbesitzes)?

Zur ersten Frage: Der Begriff ‚Sprachpflege‘ ist meines Erachtens als Bezeichnungsrahmen für bewertende Aussagen zur Sprache nicht geeignet. Schon gar nicht sollte er als Oberbegriff für alle kritischen Bemühungen um Sprache eingesetzt werden. Pflegen kann man sein Auto, damit es nicht so schnell rostet, seinen Bart, damit er nicht verwildert, oder einen Kranken, um ihn wieder gesund zu machen. Eine ‚Sprache pflegen‘ würde demnach voraussetzen, daß die Sprache erkranken kann oder krank ist oder daß sie verwildert, verfällt, ihre Leistung nicht mehr erbringt, an Wert verliert, wenn man sie nicht pflegt. Eine Sprache aber kann nicht krank sein, auch verfällt sie nicht – sie kann sich nur verändern. Ich plädiere folglich dafür, den Begriff ‚Sprachpflege‘ fallenzulassen und statt dessen durchgängig für alle kritisch wertenden Bemühungen um eine Sprache den Begriff ‚Sprachkritik‘ zu verwenden. In den folgenden Ausführungen werde ich in dieser Weise verfahren.

---

<sup>6</sup> Gauger/Oesterreicher 1982, 75 f.

<sup>7</sup> Ebd., 76 f.

<sup>8</sup> Ebd., 77 f.

<sup>9</sup> Ebd., 79.

Die zweite Frage betreffend vertrete ich die Auffassung, daß eine erkenntnistheoretische, also philosophische Kritik der Sprache sehr wohl auch auf eine in erster Linie sprachwissenschaftlich orientierte Sprachkritik bezogen ist. Begreift man nämlich die Linguistik als eine semiotische Wissenschaft, die Form und Funktion des sprachlichen Zeichens zu einem ihrer Erkenntnisgegenstände zählt, dann gehört die Frage, was das sprachliche Zeichen ist und was es hinsichtlich der Bezeichnung von Gegenständen und Sachverhalten leistet, mit in die Betrachtung hinein. Genau von diesen Aspekten aber handelt ein Teil der philosophischen Sprachkritik, wie vor allem an Platons ‚Kratylos‘ zu sehen sein wird.

Die dritte Frage zielt darauf, ob der Gegenstand von Sprachkritik sowohl den Sprachbesitz als auch die Sprachverwendung umfaßt. Sprachbesitz und Sprachverwendung meinen offenbar das, was Ferdinand de Saussure, der Begründer der unter dem Namen ‚Strukturalismus‘ firmierenden modernen Linguistik, als ‚langue‘ (das Sprachsystem) und ‚parole‘ (das konkrete Sprechen) bezeichnet hat. Es ist prinzipiell aber ein Problem – auf das konkret vor allem im Zusammenhang mit der feministischen Sprachkritik zurückzukommen sein wird –, ob es Sinn macht, die langue als überindividuelles Ganzes wie auch die individuellen Äußerungen eines einzelnen Sprechers zu kritisieren. Um den systematischen Ort der Sprachkritik zu bezeichnen, erscheint es naheliegender, auf eine Unterscheidung von Eugenio Coseriu zurückzugreifen. Coseriu hat, in der Absicht, das Phänomen des Sprachwandels zu erklären, zwischen die abstrakte langue als sozialem [sic!] System und die konkrete parole als individuellem [sic!] Sprechen den Begriff der Norm (auch ‚usage‘, ‚sozialer <18> Sprachgebrauch‘) gesetzt.<sup>10</sup> Mit Norm ist jener Bereich gemeint, der zwischen der langue und der parole, zwischen Sprachbesitz und Verwendung, liegt, eine Gebrauchsnorm des Sprachsystems, die einerseits überindividuell ist, andererseits aber immer individuell realisiert wird. Es sind die Regeln des Sprachgebrauchs, die sich in Abhängigkeit vom Sprachsystem zu einer bestimmten Zeit in einer bestimmten gesellschaftlichen Situation herausgebildet haben und denen die Sprecher, meist unbewußt, folgen, obgleich das Sprachsystem oftmals auch andere Möglichkeiten zur Verfügung stellt. Die jeweilige Norm, der usage, muß sinnvollerweise der systematische Ort von Sprachkritik sein, denn nur die Norm kann man, wie die Geschichte der Sprachkritik lehren wird, begründet kritisieren.

Mit diesen Überlegungen haben wir bereits zwei Seiten von Sprachkritik erfaßt:

1. Sprachkritik sucht die Möglichkeiten des Systems mit den Realisierungen der sozialen Norm zu vergleichen und die Realisierungen vor dem Hintergrund der Möglichkeiten zu bewerten, zu kritisieren.
2. Sprachkritik versucht darüber hinaus, die sprachlichen Bezeichnungen von Gegenständen und Sachverhalten auf ihre Angemessenheit hin zu überprüfen. Sprachkritik ist deshalb von Sachkritik nie völlig zu trennen.

Der Begriff von Sprachkritik und das Verhältnis von Sprachwissenschaft und Sprachkritik sind damit jedoch noch nicht erschöpfend erörtert. Wir können, in Anschluß an Hans-Martin Gaugers und Wulf Oesterreichers Essay ‚Sprachgefühl und Sprachsin‘, festhalten, daß Sprachwissenschaft es mit der Beschreibung des Seins von Sprache zu tun hat; sie trifft also deskriptive Seinsaussagen über Sprache, während Sprachkritik eine Bewertung der Sprache, genauer: des Sprachgebrauchs in seiner sozialen Erscheinungsform, des usage, abgibt und insofern Sollensaussagen formuliert.

Diese Auffassung, die auf eine strikte Trennung zwischen Sprachkritik und Sprachwissenschaft hinausläuft, korrespondiert mit einem bestimmten Wissenschaftsbegriff der Linguistik, der das Postulat enthält, Wissenschaft habe es mit dem Erkennen ihres Gegenstandes, für uns also mit dem Erkennen der Sprache, zu tun. Dieses Erkennen müsse – im Wortsinn verstanden – ‚objektiv‘ sein. Es wurde bereits angedeutet, daß das Postulat der Objektivität für eine Wissenschaft wie die Linguistik (und vielleicht für jede Wissenschaft) problematisch ist – und zwar problematisch aus wissenschaftstheoretischen Gründen. Diese Problematik wird sichtbar, wenn man auf Überlegungen von Ludwik Fleck, einem polnischen Wissenschaftshistoriker aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, zurückgreift.

In seinen Schriften, insbesondere in der Abhandlung ‚Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache‘ aus dem Jahre 1935, wirft Fleck, im Hauptberuf Mediziner und Bakte-

---

<sup>10</sup> Vgl. Coseriu 1970 und 1975b.

riologe, ausgehend von dem <19> konkreten Fall der Entwicklungsgeschichte des Syphilis-Begriffs und daraus abgeleiteter wissenschaftstheoretischer Folgerungen, die Frage auf, wie eine wissenschaftliche Tatsache entsteht und welchen Status sie für die Erkenntnis besitzt. Er wendet sich von Beginn seiner Untersuchungen an gegen die Auffassung, einer wissenschaftlichen Tatsache käme ein objektiver Status zu, mit ihr könne eine objektiv gegebene Wirklichkeit abgebildet werden. Das Erkennen als Denkprozeß hin auf die Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache, schreibt Fleck, ist

„weder passive Kontemplation noch Erwerb einzig möglicher Einsicht im fertig Gegebenen. Es ist ein tätiges, lebendiges Beziehungseingehen, ein Umformen und Umgeformtwerden, kurz ein Schaffen. Weder dem ‚Subjekt‘ noch dem ‚Objekt‘ kommt selbständige Realität zu; jede Existenz beruht auf Wechselwirkung und ist relativ.“<sup>11</sup>

Diese Wechselwirkung besteht einerseits zu stets gegebenen wissenschaftshistorischen Vorgaben, die auf das Erkennen determinierend wirken und ein Anknüpfen an Traditionen zur Folge haben, andererseits zu dem sozialen Rahmen, in dem sich das Erkennen abspielt. Das erkennende Individuum ist, wie Fleck immer wieder betont,<sup>12</sup> nicht autonom hinsichtlich des Gegenstandes und der Form seines Erkennens, sondern es erkennt etwas „auf Grund des bestimmten Erkenntnisbestandes“ oder besser „als Mitglied eines bestimmten Kulturmilieus“ oder am besten „in einem bestimmten Denkstil, in einem bestimmten Denkkollektiv“.<sup>13</sup> Damit sind die beiden für Fleck entscheidenden Stichworte genannt: Denkkollektiv und Denkstil. Im Gegensatz zu dem berühmteren Wissenschaftshistoriker Thomas S. Kuhn, der in seinem Werk ‚Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen‘ (erstmalig 1962) den Begriff des ‚Paradigmenwechsels‘ vorrangig auf individuell bedingte Innovationen bezieht, hebt Fleck das soziale Moment am Erkenntnisprozeß hervor und fokussiert folglich stärker die Faktoren, die auf diesen Prozeß beherrschend wirken, ihn gleichförmig machen. Die Bestimmung seiner beiden zentralen Begriffe machen diese Aspekte deutlich:

„Definieren wir ‚Denkkollektiv‘ als Gemeinschaft der Menschen, die im Gedankenaustausch oder in gedanklicher Wechselwirkung stehen, so besitzen wir in ihm den Träger geschichtlicher Entwicklung eines Denkgebietes, eines bestimmten Wissensbestandes und Kulturstandes, also eines besonderen Denkstiles.“ „Wir können [...] Denkstil als gerichtetes Wahrnehmen, mit entsprechendem gedanklichen und sachlichen Verarbeiten des Wahrgenommenen, definieren.“<sup>14</sup>

Fleck ist, wie auch das folgende Zitat zu erkennen gibt, bestrebt, das Erkennen und Wahrnehmen als einen sozialen, kollektiven Akt nachzuweisen, der einer Steuerung durch einen von einem Denkkollektiv geprägten Denkstil unterliegt:

„Das Erkennen stellt die am stärksten sozialbedingte Tätigkeit des Menschen vor und die Erkenntnis ist das soziale Gebilde katexochen. Schon im Aufbau der <20> Sprache liegt eine zwingende Philosophie der Gemeinschaft, schon im einzelnen Worte sind verwickelte Theorien gegeben. [...] Jede Erkenntnistheorie, die diese soziologische Bedingtheit allen Erkennens nicht grundsätzlich und einzelhaft ins Kalkül stellt, ist Spielerei. Wer aber die soziale Bedingtheit für ein malum necessarium, für eine leider existierende menschliche Unzulänglichkeit ansieht, die zu bekämpfen Pflicht ist, verkennt, daß ohne soziale Bedingtheit überhaupt kein Erkennen möglich sei, ja, daß das Wort ‚Erkennen‘ nur im Zusammenhange mit einem Denkkollektiv Bedeutung erhalte.“<sup>15</sup>

Derartige Denkkollektive können momentan, beim Zusammentreffen wenigstens zweier Menschen, entstehen und bei deren Auseinandergang wieder verschwinden. Sie können aber auch stabil sein. Stabile Denkkollektive bilden sich, wie Fleck ausführt, „besonders um organisierte soziale Gruppen. Existiert eine größere Gruppe lange genug, so fixiert sich der Denkstil und bekommt formale Struktur“.<sup>16</sup> Zweifellos läßt sich auch die Wissenschaft, insbesondere wie sie in der Institution ‚Universität‘ betrieben wird, als Form eines solchen stabilen Denkkollektivs begreifen, in dem eine bestimmte Wissenschaftsauffassung, ein Denkstil, eingeübt und tradiert wird. Dies um

---

<sup>11</sup> Fleck 1980, 48.

<sup>12</sup> Ebd., z. B. 53 f.

<sup>13</sup> Ebd., 54.

<sup>14</sup> Ebd., 54 f. und 130.

<sup>15</sup> Ebd., 58 und 59f.

<sup>16</sup> Ebd., 135.

so mehr, als Fleck im folgenden, ohne sie zu nennen und zu meinen, eine auch auf die Wissenschaft und die Universität zutreffende Beschreibung gibt:

„Die stabilen Denkkollektive erlauben den Denkstil und die allgemeinen sozialen Eigenschaften der Denkkollektive in ihren gegenseitigen Beziehungen genauer zu untersuchen. Solche stabile (oder verhältnismäßig stabile) Denkgemeinschaften pflegen, wie andere organisierte Gemeinden, eine gewisse formelle und inhaltliche Abgeschlossenheit. Gesetzliche und sittengemäße Einrichtungen, manchmal besondere Sprache, oder wenigstens besondere Worte und dergleichen, schließen formal, wenn auch nicht absolut bindend, die Denkgemeinde ab. Man denke z. B. an die alten Zünfte als besondere Denkgemeinden. Wichtiger ist jedoch die inhaltliche Abgeschlossenheit jedes Denkkollektivs als besonderer Denkwelt: für jedes Gewerbe, für jedes Kunstgebiet, für jede Religionsgemeinde und jedes Wissensgebiet besteht eine Lehrlingszeit, während welcher rein autoritäre Gedankensuggestion stattfindet, die nicht etwa durch ‚allgemein rationalen‘ Gedankenaufbau ersetzt werden kann.“<sup>17</sup>

Flecks Ausführungen haben in doppelter Weise mit unserer Frage nach dem wissenschaftstheoretischen Status von Sprachwissenschaft und dem Verhältnis von Sprachkritik und Sprachwissenschaft zu tun. Zum einen können wir schließen, daß es ein objektives Erkennen in keiner Wissenschaft gibt, so auch nicht in der Sprachwissenschaft. Jedes Erkennen beruht auf bestimmten Traditionen und auf den unausgesprochenen Vereinbarungen eines Denkkollektivs, das einen bestimmten Denkstil herausgebildet hat. So hat sich in der Sprachwissenschaft – und das wäre der zweite Punkt, den wir Fleck entnehmen können – der Denkstil herausgebildet, daß Sprachkritik nicht Gegenstand der Sprachwissenschaft sein kann. Dieser Gesichtspunkt läßt sich auch so formulieren: Die Auf<21>fassung, Sprachkritik sei kein Thema der Sprachwissenschaft, wird zwar begründet vorgetragen, doch letztlich ist sie nichts anderes als die Vereinbarung einer sozialen Gruppe, eben der Gruppe jener Fachvertreter, die bestimmt, was im Moment als Sprachwissenschaft gilt und was nicht. Diese Vereinbarung ist zwar ein Faktum, aber sie ist – nicht mehr und nicht weniger – ein soziales und ein historisches Faktum. Eine andere Generation von Linguisten könnte zu einem anderen Zeitpunkt mit kaum weniger oder mehr Recht eine andere Vereinbarung treffen, und die könnte lauten: Die Sprachwissenschaft kann, darf oder muß sogar, auf der Grundlage einer Analyse der Sprachtatsachen, diese Sprachtatsachen auch werten.

In einem Bereich der Forschung hat sich die Auffassung, Sprachkritik könne und müsse Teil sprachwissenschaftlicher Aussagen sein, bereits durchgesetzt: in der Sprachgeschichtsschreibung. Dieses Thema, die Geschichte der Sprache, ist zugleich auch geeignet, einen weiteren Begriff, nämlich den der Geschichte, zu klären. Ich greife zunächst diesen Aspekt auf, um dann noch einmal auf das Verhältnis von Sprachkritik und Sprachwissenschaft zurückzukommen.

Was also heißt, in unserem Zusammenhang, ‚Geschichte‘ bzw. ‚geschichtlich‘ oder – was ja weitgehend synonym benutzt wird – ‚historisch‘? Ein Blick in die Lexika und Wörterbücher zeigt, daß das Wort ‚geschichtlich‘ fünf verschiedene, sich teilweise überschneidende Bedeutungen besitzt.<sup>18</sup> Es bedeutet

- ‚die Geschichte betreffend‘, ‚zur Geschichte gehörig‘ – z. B. *eine geschichtliche Darstellung/Quelle; ein historischer Roman;*
- ‚längst vergangen, früher gewesen‘ im Gegensatz zu ‚gegenwärtig, jetzt‘ – z. B. *dieses Buch hat nur noch geschichtliche/historische Bedeutung; in diesem Buch wird ein historischer Zustand rekonstruiert;*
- ‚geschehend, sich verändernd, fortschreitend‘ im Gegensatz zu ‚bleibend, unveränderlich‘ – z. B. *Unsere Gesellschaft muß man geschichtlich/historisch verstehen; Das ist eine geschichtliche/historische Notwendigkeit;*
- ‚durch Quellen oder Überlieferung als wahr erwiesen‘ im Gegensatz zu ‚erfunden, fiktiv, mythisch, tendenziös, reflektierend, spekulativ, theoretisch‘ oder zu ‚vorgeschichtlich‘ – z. B. *geschichtliche/historische Ereignisse/Tatsachen/Gestalten, geschichtliche Epochen;*
- ‚bedeutsam, wesentlich, wichtig, schicksalhaft, in größeren Zusammenhängen‘ im Gegensatz zu ‚zufällig, beliebig, vereinzelt‘ – z. B. *eine geschichtliche Tat, ein Ereignis von geschichtlicher Tragweite, ein Vertrag von historischer Bedeutung* oder, wie ein bekannter Politiker nicht selten zu sagen pflegt: *Dies ist eine historische Stunde.*

Auch in der Sprachwissenschaft tauchen die Wörter ‚geschichtlich‘, ‚historisch‘ und ‚Geschichte‘ auf. Wir sprechen von der „geschichtlichen oder historischen Lautlehre“, von der „historischen Bedeutung eines Wortes“, von den „historischen Stadien einer Sprache“. In dieser Verwen-

<sup>17</sup> Ebd., 136.

<sup>18</sup> Ich beziehe mich im folgenden auf den grundlegenden Aufsatz von Polenz 1984.

<22>ung hat ‚geschichtlich‘ die Bedeutung ‚vergangen, früher gewesen‘. Daneben finden wir die Rede beispielsweise von den „geschichtlichen oder historischen Belegen des Lautwandels“ oder von der „geschichtlich nachweisbaren Entlehnung eines Wortes aus dem Französischen“. Hier dominiert die Bedeutung, daß der betreffende Wandel oder die Entlehnung durch Quellen als wahr erwiesen ist. Oder aber wir lesen in linguistischen Texten, daß z. B. „Humboldts These vom Weltbild der Sprache geschichtlich wirksam war“, daß „Luthers Bibelübersetzung eine geschichtliche – besser: sprachgeschichtliche – Leistung war“, und wir werden über die „(sprach)geschichtlichen Folgen der Endsilbenabschwächung im Deutschen“ aufgeklärt. Hier hat ‚geschichtlich‘ die Bedeutung ‚bedeutsam‘, ‚wesentlich‘, ‚wichtig‘.

Insgesamt kann man aus dieser kurzen Zusammenschau der Verwendung des Wortes ‚geschichtlich‘ innerhalb der Sprachwissenschaft zwei Bedeutungsbereiche isolieren:

Zum einen hat die Sprachwissenschaft mit der durch Belege und Quellen gesicherten Rekonstruktion, Beschreibung und Dokumentation früherer Sprachzustände zu tun. Das wären die historischen Disziplinen des Faches ‚Sprachwissenschaft‘.

Zum anderen wird der Ausdruck ‚geschichtlich‘ aber auch verwendet für die reflektierte Hervorhebung und wertende Gewichtung bestimmter Fakten, die sich in früheren Zeiten ereignet haben.

Wenn wir innerhalb der Sprachwissenschaft also von ‚Geschichte‘, von ‚geschichtlich‘ oder ‚historisch‘ sprechen, dann meinen diese Begriffe zwar stets eine Rekonstruktion früherer Zustände oder auch Ansichten über bestimmte Zustände auf der Basis von Quellen und Belegen, zugleich aber ist keine rein positivistische Sammlung und bloße Aneinanderreihung derartiger Quellen und Belege beabsichtigt. Das heißt: Geschichte meint in unserem Zusammenhang schon immer eine Auswahl von Quellen und Belegen sowie ihre auf Verstehen ausgerichtete Interpretation aus dem Blickwinkel ganz bestimmter Fragen, bestimmter Erkennt[n]isinteressen.

Peter von Polenz hat seiner neuen, auf drei Bände angelegten Sprachgeschichte, die unter dem Titel ‚Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart‘ gerade erscheint, einen solchen – politischen – Geschichtsbegriff zugrunde gelegt. Er schreibt dazu:

„Dieser politische Geschichtsbegriff ist von Historikern, Philosophen und Theologen seit etwa 100 Jahren entwickelt worden: ‚Geschichtlichkeit‘ wird als Grundbedingung sozialer Existenz des Menschen verstanden. Seit Ende des 18. Jahrhunderts (Spätaufklärung, Französische Revolution) wurde Geschichte zu einem ‚politischen und sozialen Leitbegriff‘ (Koselleck), wurde Geschichtsbewußtsein als mitformende Kraft politischer Prozesse erkannt und praktiziert: Erinnerung an gemeinsame Vergangenheit, gemeinsame Erfahrung geht in gemeinsames Planen, Fordern und Tun sich solidarisierender politischer Gruppen ein. Der politische <23> Geschichtsbegriff steht im Gegensatz zu einem positivistischen, der mit der Vorstellung eines gesetzmäßigen oder zufällig ablaufenden ‚objektiven‘ Prozesses verbunden war. Moderne Geschichtsphilosophie ist vor allem von Hans Georg Gadamer philosophisch-hermeneutischem Geschichtsbegriff geprägt: Das Verstehen von Geschichte gehört selbst zur Geschichte dank der Wirkung von Tradition; jedes Verstehen kann das zu Verstehende verändern, gehört zu seiner Wirkungsgeschichte. Das Objekt ‚Geschichte‘ ist nicht positivistisch vorgegeben, sondern konstituiert sich aus Verstehen (Gadamer) und aus Erkenntnisinteressen (Habermas).“<sup>19</sup>

Peter von Polenz hat diesen Geschichtsbegriff für seine Sprachgeschichte des Deutschen fruchtbar gemacht. Was er konkret bedeutet, möchte ich an einem Beispiel – ebenfalls aus der Sprachgeschichte – illustrieren: Wenn wir auf die Sprachgeschichte beispielweise des 16. Jahrhunderts blicken, dann können wir feststellen, daß der weitaus größte Teil von ‚Sprachproduktion‘, also von sprachlichen Äußerungen, mit Sicherheit in der gesellschaftlichen Schicht der Bauern auszumachen ist, denn diese Schicht bildete den größten Teil der Bevölkerung. Rein positivistisch betrachtet, könnte man nun für eine Sprachgeschichtsschreibung fordern, daß die rekonstruierende Beschreibung dieser Äußerungen auch den größten Teil der sprachgeschichtlichen Darstellung ausmachen müßte. Dem ist, folgt man dem vorgestellten Geschichtsbegriff, jedoch nicht so, und zwar aus folgendem Grund: Die bäuerlichen Äußerungen aus dem 16. Jahrhundert bilden zwar einen Teil der historischen Kommunikation innerhalb des Deutschen, doch dieser Teil ist bei weitem historisch nicht so wirksam gewesen wie – um in der Zeit zu bleiben – die Sprache Martin Luthers in seiner Bibelübersetzung. Eine Sprachgeschichtsschreibung, die sich an der Bedeut-

---

<sup>19</sup> von Polenz 1991, 19 f.

samkeit und Wirksamkeit von sprachlichen Quellen ausgerichtet, wird also – auch rein quantitativ gesehen – Luther mehr Raum und Gewicht zumessen als der bäuerlichen Kommunikation.

Die Sprachgeschichtsschreibung muß die zur Verfügung stehenden Quellen werten, und zwar muß sie diese Wertung aufgrund bestimmter Überlegungen vornehmen. Diese Überlegungen zielen darauf zu entscheiden, welche geschichtlichen Ereignisse, von denen wir durch Quellen Kenntnis besitzen, auf die Geschichte selbst eingewirkt haben. ‚Geschichte‘ wird also – um diesen wichtigen Aspekt zu wiederholen – nicht begriffen als ein schicksalhafter Prozeß, sondern als etwas – bewußt oder unbewußt – von einzelnen oder von Gruppen Gemachtes, als Produkt menschlicher Tätigkeit; konkret auf die Sprachgeschichte bezogen, heißt das: Geschichte wird hier begriffen als Produkt menschlicher Sprechfähigkeit in historisch wirksamen Situationen.

Wendet man diesen Geschichtsbegriff auch auf die Geschichte der Sprachkritik an, dann muß nicht alles, was man als sprachkritische Äußerungen klassifizieren kann, in einer Geschichte der Sprachkritik Erwähnung und Beachtung finden. Nur das erscheint relevant für eine Geschichtsschichte der Sprachkritik, was in irgendeiner Weise auf die Entwicklung der Sprache und auf das Denken über Sprache Einfluß genommen hat. Das bedeutet: Auswahl, Gewichtung und Interpretation der Quellen auf der Grundlage ihrer historischen Bedeutung. Eine Geschichte der Sprachkritik ist also, wie jede andere Geschichte auch, nicht objektiv im Sinne einer bloßen Aufzählung und Wiedergabe von Fakten, sondern sie ist stets eine Interpretation dieser Fakten und damit zugleich eine Interpretation der Geschichte selbst.

Zurück nun zum Verhältnis von Sprachwissenschaft und Sprachkritik, betrachtet unter dem Gesichtspunkt des Verhältnisses von Sprachgeschichte und Geschichte der Sprachkritik. Lange Zeit – insbesondere in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und in der Phase strukturalistisch geprägter Linguistik – war man der Auffassung, Sprachgeschichtsschreibung habe lediglich die Veränderung der äußeren Form von Sprache, ihrer Ausdrucksseite also, und höchstens noch die sich verändernde Bedeutung von Wörtern zum Thema. Heute jedoch, in einer soziologisch und pragmatisch geprägten Sprachgeschichtsschreibung, wie sie vor allem Peter von Polenz vertritt, geht man dazu über, auch die Reflexionen über Sprache, wenn man so will, also metasprachliche Äußerungen, für die Sprachgeschichte als relevant anzusehen. Von Polenz schreibt über diesen Aspekt:

„Auch zur Sprachgeschichte gehört die Entwicklung des Sprachgeschichtsbewußtseins der Sprachbevölkerung. Dies wird vor allem in der Geschichte der Sprachnormierung und der Sprachpolitik deutlich: Von den gelehrten Bemühungen um deutsche Sprachgeschichte und Sprachkultur seit der Humanistenzeit über die verschiedenen Wellen der Sprachnormung und ‚Sprachreinigung‘ vom 17. bis 20. Jahrhundert und zur ‚nationalen‘ Frage heute treffen wir immer wieder auf sprachgeschichtliche Rechtfertigungen. und Leitbilder. Für verantwortliche sprachbezogene Sprachplanung, Sprachunterricht, Sprachkritik und ‚Sprachpflege‘ wird heute gefordert, sie sollten auf wissenschaftlicher Grundlage neu konzipiert und ausgeübt werden. Zu dieser wissenschaftlichen Grundlage gehört – neben sprach- und kommunikationswissenschaftlichen Kenntnissen über Bedingungen und Erfordernisse des öffentlichen Sprachverkehrs – auch einschlägiges Wissen aus der Sprachgeschichte. So können z. B. umstrittene Probleme wie Rechtschreibreform, Fremdwörter, Fachwörter, ‚schwere Wörter‘, Textsorten und Medienstile, politische Semantik, Jugendsprache, literarische Sprachverfremdung nicht ohne Einsicht in historische Entwicklungen beurteilt werden, die zu diesen heutigen Problemen geführt haben. Solche Aufgaben sollten heute und künftig weniger autoritär und administrativ, vielmehr durch vernünftigen Konsens der Sachkenner und der Betroffenen gelöst werden.“<sup>20</sup>

Nach von Polenz gehören also Sprachpolitik, Sprachkritik und Sprachpflege zur Sprachgeschichte dazu, sie sollen und müssen in ihr erörtert werden. Dieser Sichtweise schließe ich mich an: Die Geschichte der Sprachkritik ist Teil der Geschichte der Sprache; Sprachkritik muß innerhalb der Sprachwissenschaft reflektiert werden.

<25> Nicht immer war man dieser Auffassung, und nicht alle Sprachwissenschaftler würden sie heute teilen. Noch vor kurzem, in den 60er und 70er Jahren, hat es innerhalb der Sprachwissenschaft eine heftige Auseinandersetzung um den systematischen Ort der Sprachkritik gegeben. Basierend auf einem strukturalistischen Sprachbegriff und der daraus abgeleiteten methodischen Forderung nach reiner Deskription, wurde die Sprachkritik als ‚unwissenschaftlich‘ aus dem Kanon sprachwissenschaftlicher Themen ausgegrenzt und nicht selten als konservative Klage über Sprach-

---

<sup>20</sup> Ebd., 20.

verfall abgestempelt. Das seriösere – und diskutabile – methodische und wissenschaftstheoretische Argument besagte, daß eine Wissenschaft lediglich Seinsaussagen zu treffen habe und sprachkritische Sollensaussagen deshalb in der Wissenschaft von der Sprache keinen Ort hätten.

Seit den 80er Jahren wird diese Auffassung zunehmend revidiert. Immer mehr Sprachwissenschaftler greifen sprachkritische Themen aus der Geschichte auf, betreiben selbst Sprachkritik mit Blick auf die Gegenwartssprache und diskutieren Methoden und Gegenstände einer linguistischen Sprachkritik. Dieser ‚Denkstilwandel‘ innerhalb der Sprachwissenschaft hat vielfältige Gründe: Einer dürfte die beharrliche, reflektierte sprachkritische Arbeit mancher namhafter Sprachwissenschaftler sein, ein anderer das Interesse sprachinteressierter Nichtlinguisten gerade an sprachkritischen Positionen, worauf die Fachwissenschaft zu reagieren hatte.

Auf dieses Interesse baut das vorliegende Buch. Es sucht die wichtigsten Linien sprachkritischer Reflexion und Argumentation von ihren Anfängen in der abendländischen Antike bis zur Gegenwart nachzuzeichnen. Getragen wird dieser Versuch nicht zuletzt auch von dem Wunsch, die Sprachkritik als einen ernstzunehmenden Teil des menschlichen Umgangs mit Sprache auszuweisen und ihr einen gebührenden Platz in den Möglichkeiten des Menschen zur Veränderung seiner Lebensumgebungen – wozu die Sprache ja unbezweifelbar gehört – zuzuweisen. Daß diese Veränderung stets auf eine Verbesserung im Sinne einer Emanzipation von der Macht der Sprache und der Sprache der Mächtigen zielen sollte, versteht sich – hoffentlich – von selbst. Den Nachweis für die Existenz dieses Zieles wird die Geschichte der Sprachkritik, zwar leider nicht immer, aber doch zumeist, selbst führen.

Überblickt man die Geschichte der Sprachkritik, dann lassen sich einige sie kennzeichnende Merkmale festhalten. Diese Merkmale mögen hier im Vorgriff genannt sein – den Lesern zur Orientierung einerseits, der Geschichte zur Charakterisierung andererseits:

1. Sprachkritik war pluralistisch.

Sie hat Sprache nicht in erster Linie bloß als ein autonomes, arbiträres Funktionsgefüge von Zeichen begriffen. Vielmehr ist sie von einem Zeichenvorrat ausgegangen, der sich nur in der Gesamtheit <26> seiner Bezüge auch zu dem gedachten Inhalt und zu den bezeichneten Sachen und Sachverhalten erfassen und beurteilen läßt. Sprachkritik hat auf unterschiedliche Beschreibungs- und Interpretationsansätze zurückgegriffen.

2. Sprachkritik war Sprachgebrauchskritik.

Wörter selbst sind immer unschuldig; die Sprache kann nicht lügen. Doch Wörter können zur Lüge benutzt und als Lüge umfunktioniert werden. Sprachkritik hat sich auf den Gebrauch von Wörtern und Sätzen konzentriert und versucht, die vom Sprecher intendierte Wirkung der Wörter aufzudecken. Somit haben sich Wort- und Gebrauchskritik in der Sprachkritik durchdrungen.

3. Sprachkritik war mehr als Kritik der Sprache.

Im Rahmen von Sprachkritik erhalten Sachen und Sachverhalte ihre im Menschen repräsentierte Realität ganz wesentlich vermittelt durch Sprache. Deshalb ist die Kritik an den Wörtern und an dem Sprachgebrauch oftmals ebensowenig zu trennen von einer Kritik an den bezeichneten Sachen und Sachverhalten wie von einer Kritik der mit jenen Wörtern einhergehenden Vorstellungen.

4. Sprachkritik hatte eine Methode.

Sie baute auf der Sprachwissenschaft auf und stand insofern mit ihr in Verbindung, als sie deren Beschreibungsverfahren und Einsichten in das Funktionieren von Sprache zu einer vorgängigen Analyse der zu kritisierenden Sprachzustände benutzt hat.

5. Sprachkritik war zeitgebunden.

Sie wurde begründet dann geübt, wenn sie von einer Analyse des konkreten Sprachzustandes und Sprechverhaltens eines bestimmten Zeitpunktes ausgegangen war. Ihre jeweiligen Aussagen lassen sich nicht einfach auf andere Sprachzustände, auf andere Zeiten, übertragen.

6. Sprachkritik hatte ein Sprachideal.

Nur aus einer erklärten und geklärten Spannung zwischen Sein und Sollen heraus ließ sich Kritik auch einsehbar und nachvollziehbar üben, wurde damit ihre Richtung ersichtlich.

7. Sprachkritik hatte ein persönliches Motiv.

Sie war engagiert, hat ihre Grundsätze, also ihren politischen oder erkenntniskritischen Standort, und ihre Ziele aber ausdrücklich benannt.

8. Sprachkritik war realistisch.

Sie hat die Grenzen, die ihr von der Struktur einer Sprache und von der gesellschaftlichen Wirklichkeit, in der eine Sprache gesprochen wird, her gesteckt sind, erkannt und in ihre wertenden Aussagen mit einbezogen.

9. Sprachkritik war konstruktiv.

Sie verharnte nicht in der bloßen Kritik, sondern zeigte auch Wege <27> auf, wie den kritisierten Zuständen abzuhelfen ist. Dabei hat sie zwangsläufig die Grenzen des rein Sprachlichen überschritten.

10. Sprachkritik war emanzipatorisch.

Sie hat – zumeist jedenfalls – die Interessen aller Sprecher zum Beweggrund ihres Wirkens gemacht und nicht darauf abgezielt, einzelnen gesellschaftlichen Gruppen einen Vorteil gegenüber anderen Gruppen verschaffen zu wollen.

[...]

<285> [...] In der Tat gibt es in Deutschland keine Instanz, die in den Augen der Öffentlichkeit bezüglich sprachlicher Fragen mit einiger Autorität ausgestattet wäre. Die ‚Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung‘ in Darmstadt läßt oftmals erkennen, daß sie – oder jedenfalls einflußreiche Mitglieder – ein eher konservatives bildungssprachliches Ideal beschwört und einzuholen sucht. Das ‚Institut für deutsche Sprache‘ in Mannheim will weitgehend die Gegenwartssprache nur beschreiben, hat sich aber mit der Herausgabe der Zeitschrift ‚Sprachreport‘ der Sprachkritik geöffnet, ohne dabei bislang aber über die Beobachtung von Einzelercheinungen hinauskommen zu können. Zudem hat das Ansehen des Instituts durch die öffentliche Diskussion um die Rechtschreibreform Schaden genommen – ein bedauernswerter und sachlich nicht zu rechtfertigender Umstand. Die ‚Gesellschaft für deutsche Sprache‘ in Wiesbaden hat sich, als Nachfolgerin des ‚Allgemeinen Deutschen Sprachvereins‘, zwar ausdrücklich anderen, nämlich aufklärerischen, emanzipatorischen Zielen zugewandt, doch konnte sie ihre Vorgeschichte noch nicht völlig abstreifen. In ihrer praktischen Sprachkritik ist sie – ohne diese Leistung schmälern zu wollen – über eine Sprachberatungstätigkeit und die Kür der „Wörter des Jahres“ und – zeitweise – der „Unwörter des Jahres“ bislang kaum hinausgekommen. Tatsächlich also fehlt in Deutschland eine für die deutsche Sprache zuständige Institution. Es ist aber die Frage, ob eine mit der Aufgabe der Sprachaufsicht betraute Akademie überhaupt wünschenswert wäre. Ein bestimmter Sprachgebrauch läßt sich schließlich nicht verordnen, höchstens empfehlen. Empfehlungen aber greifen am besten dort, wo sich noch etwas ausbilden kann, wo der Sprachgebrauch noch nicht fest geworden ist, die Muster noch formbar sind. Der beste Weg führt über die Schulen, über die Schaffung eines kritischen Sprachbewußtseins in den Jugendlichen.

Dieser Weg ist aber nur durch eine vorgängige Veränderung oder Erweiterung der universitären Germanistik zu beschreiten. Erst müßte in der Lehrerbildung das Thema ‚Sprachkritik‘ verankert, müßten an den Universitäten Professuren für „Geschichte der Sprachkritik“ und für „Angewandte Sprachkritik“ geschaffen werden. Dann wäre es möglich, sprachkritische Themen stärker als bisher in die Schulen zu tragen und dort zu entfalten. Anzustreben ist also nicht eine Institution oder Akademie für Sprachkritik, wohl aber ein an den Universitäten und Schulen institutionalisiertes Fach ‚Sprachkritik‘. Hier wäre neben der Vermittlung von Fakten über deren Geschichte und Methoden ihrer Ausübung ein Raum zu schaffen, in dem Sprache weder normativ gelehrt noch bloß deskriptiv betrachtet wird, sondern kreativ und reflexiv beurteilt werden kann.

Die Geschichte der Sprachkritik ist eine wichtige Voraussetzung für eine solche zukünftige praktische Sprachkritik. Die Linguistik hat weiter<286>hin an beidem – an der Geschichte wie an der Praxis – zu arbeiten, denn sie ist, wie ein jeder, der spricht, nur aufgrund ihrer Profession ein wenig mehr, zu dieser Aufgabe berufen.

## [Zitierte Literatur]

- Bühler, Karl (1982): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Mit einem Geleitwort von Friedrich Kainz. Ungekürzter Nachdruck der Ausgabe von 1934. Stuttgart/New York.
- Coseriu, Eugenio (1970): *System, Norm und ‚Rede‘*. In: Ders.: *Sprache. Strukturen und Funktionen. XII Aufsätze zur Allgemeinen und Romanischen Sprachwissenschaft*. Hrsg. v. Uwe Petersen. Tübingen, 193–212.
- Coseriu, Eugenio (1975b): *System, Norm und Rede*. In: Ders.: *Sprachtheorie und Allgemeine Sprachwissenschaft. 5 Studien*. München, 11–101.
- Fleck, Ludwik (1980): *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Mit einer Einleitung hrsg. v. Lothar Schäfer und Thomas Schnelle. Frankfurt a. M.
- Gauger, Hans-Martin/Wulf Oesterreicher (1982): *Sprachgefühl und Sprachsinn*. In: *Sprachgefühl? Vier Antworten auf eine Preisfrage*. Heidelberg, 9–90.
- Jakobson, Roman (1972): *Linguistik und Poetik* (engl. Original 1960). In: Ihwe, Jens (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik. Eine Auswahl. Texte zur Theorie der Literaturwissenschaft*. Bd. 1. Frankfurt a. M., 99–135.
- Polenz, Peter von (1984): *Die Geschichtlichkeit der Sprache und der Geschichtsbegriff der Sprachwissenschaft*. In: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Hrsg. v. Werner Besch/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger. 1. Halbbd. Berlin/New York, 1–8.
- Polenz, Peter von (1991): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Bd. 1. Berlin/New York.

### Einige Denkanstöße:

- 1) Teilen Sie Schiewes Auffassung, dass Sprachkritik zum Gegenstand der schulischen und akademischen Ausbildung gemacht werden sollte? Stimmen Sie seinen Argumenten zu? (Begründen Sie. Falls ja: Ließen sich weitere Argumente denken?)
- 2) Nehmen Sie Stellung zu Schiewes Ablehnung des Ausdrucks *Sprachpflege*: Ist dieser Ausdruck auch Ihrer Ansicht nach zur Benennung des vorgetragenen Anliegens weniger gut geeignet als *Sprachkritik*?
- 3) Sollte auch Ihrer Meinung nach jemand, der Sprachkritik betreiben will, die Geschichte der Sprachkritik überblicken (und daher beispielsweise das Buch von Schiewe lesen)?